



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Germersheim, Ludwig: Meine Jugend und die Religion. 2. Bleichwangig am  
Main

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

### 2. Bleichwangig am Main



Legenden sollten einem Kinde nie oder nur von Menschen erzählt werden, die so hold erzählen können wie Moritz von Schwind, Hans Thoma und Hermann Vogel. Denn viel mächtiger als das Märchen wirkt die Legende auf das Gemüt des Kindes.

Märchenkatastrophen sind unblutig und so frei von Grauen wie die Katastrophen in Wilhelm Buschs Dichtungen. Im Märchen können Hexen das Messer wehen, um gefangne Kinder zu schlachten, Wölfe können ihre kleinen Begleiterinnen, Menschenfresser ihre kleinen Gäste verschlingen, das alles geht ohne Blut und Qual und Grauen ab und hinterläßt keine schmerzende Spur in der Seele. Die Geschichte von Ritter Blaubart ist kein Märchen, sondern der düstere Nachhall der jadisistischen Verbrechen eines Mitstreiters der Jungfrau von Orleans, des Ritters Gilles de Rais auf Machecoul und Tiffauges. So wenig man einem bilderdürstigen Kinde den Gifttrank dieser Geschichte reicht, so wenig sollte man ihm Legenden erzählen, wenn man nicht beim Erzählen Blutlachen zu Rosen und Geißeln zu blühenden Dornranken machen kann. Denn aus diesen Schilderungen grausamen Mordens und heldenmüthigen Sterbens schleicht das Grauen in die Seele des Kindes und macht sie krank. Ich habe es an mir selbst erfahren.

Als meine Augen in der Stadt, die vom zweiten Volksschuljahre bis zum Abgang von der Hochschule der Schauplatz meiner Jugend war, helle Bilder suchen gingen, fanden sie keine Weide. Die Landschaft sprach mich nicht freundlich an. Ich vermißte den hettern, freien Strom meiner Kindheit; der Fluß, der hier zwischen Kaimauern und Kirchen, Häuserreihen und Hügeln dahinzog, erschien mir trüb und düster. Die von Mauern und Treppen durchzognen, von Pfählen starrenden Nebenhügel nehmen mir den Blick in die blaue Ferne, an den ich mich in der weiten Landschaft meiner Kindheit gewöhnt hatte. Die neue Welt war mir zu wenig grün und weiß und blau. Daß ich diese Farben so oft zur Charakteristik meiner Kindheit am Rhein verwende, erscheint vielleicht gesucht. Ich habe mich selbst schon oft gefragt, ob mir nicht jüngere Farbeindrücke das Kolorit meiner Kindheit fälschen. Ich glaube nicht. Diese Farbenerinnerungen sind echt. Wenn ein heller Frühlingstag über frisch erwachtem Wiesen- und Waldgrün leuchtet und sich das Blau des Himmels auf dem Flusse wiegt und durch alle Wiesengräben rinnt, dann muß ich an meine erste Jugend denken. So blau, so grün waren die ersten sechs Jahre meines Lebens. Und so oft ich selbst den Blick auf diese Jahre richte, füllen sich die dürftigen Konturen, die mir von der Landschaft und von dem Leben meiner Kindheit im Gedächtnis geblieben sind, mit jenen frischen, freudigen Farben. Das formen- und gestaltenreiche Bild, das meine Seele von meiner spätern Jugend bewahrt, hat andre Farben.

Meine Eltern nahm nach der Übersiedlung das Geschäft, das sie übernommen hatten, ganz in Anspruch, darum sehe ich mich, zurückschauend, in jener Zeit immer an der Hand von Verwandten die Enge des Häuser- und Menschengewimmels und das unberührbare Aquariengrün gepflegter und gehüteter Anlagen durchwandern. Man zeigte meinen ältern Geschwistern die Sehenswürdigkeiten der Stadt, und sehenswert erschienen dem Paganenglauben meiner Verwandten in erster Linie die Kirchen. Nicht die ragenden Türme, die meinen lichtdurftigen Augen aus der grauen Enge der Stadt einen Weg ins Blau gewiesen hätten, sondern die bald engen bald weiten, immer düstern Gewölbe und Grüste.

Da trat ich aus den hellen Straßen, die das Heute füllte, und in denen ich noch eben mit Freuden in Kanonieren des Feldartillerieregiments, die das breite bayrische Faschinenmesser mit dem Löwenkopfsgefäß am weißen Leibriemen trugen, Fußartilleristen aus meinem Heimatstädtchen zu erkennen geglaubt hatte, in halbdunkle Räume, in denen aus den Bildern vergangner Schrecken furchtbares Grauen in meine Seele schlich. Im Dämmerlichte der Kirchen kam aus Legendenbildern und Legendenerzählungen eine neue Farbe verwüstend in das heitre Bild der Welt, das ich aus der Heimat meiner Kindheit mitgebracht hatte: helles und dunkles Rot. Nicht das Rot der Geranien, die sich um Gnadenbilder drängten, nicht das Rot der Kirchenfahnen, die die Gänge säumten — das Rot, das meine Seele besieckte und krank machte, kam von den alten Bildern, grell flatterte es um Henkerschultern, hell rann es aus Märtyrervunden, dunkel stand es auf Kerkerstufen, und den Kreuzdorn, der in meiner Welt bis dahin sommergrün gewesen war, fand ich hier verwelkt, zur Krone gewunden auf einem bleichen, blutigen Haupte wieder. Dieses Rot siegte, alle freundlichen roten Töne, die mir in meiner Welt bis jetzt begegnet waren: Flaggen- und Uniformenrot, Blüten- und Himmelrot, Lippen- und Wangenrot erlagen ihm. Mit dem düstern feindlichen Rot des Blutes, das auf den alten Bildern reichlich floß, verbündeten sich verwandte Töne, der rotbraune Fleischton der rohen Krieger- und Henkergestalten, die das Märtyrerblut vergossen, die roten Blüten, die fromme Gläubige vor die Bilder stellten, die roten Fahnen, Priester- und Ministrantengewänder, die die Schönheit des Gottesdienstes erhöhen sollen.

Im Dunkel einer Märtyrergruft tauchte die Tante, die mich führte, Taschentücher in ein Becken, ich weiß nicht mehr, war es das Weihwasserbecken oder eine Quelle, die bei dem Grabe der Heiligen aus der Erde sickerte, und erzählte, wie die Frankenapostel Kilian, Kolonat und Totnan nachts von Knechten des Herzogs Gozbert getötet wurden, weil die Herzogin Gellana es wollte. Die Erzählung war kunstlos, aber meine Phantasie illustrierte sie mir furchtbar mit den schwächlichen oder brutalen Gestalten und mit den braunroten Blut- und Fleischtönen, die sich ihr von den Altarbildern eingepägt hatten. Von einem Schatten begleitet stieg ich aus dem Dunkel der Gruft wieder zum Tageslicht empor. In der Schule schilderte der Lehrer den Tod der irischen Priester ausführlicher als meine Tante, und ein unglücklicher Zufall spielte mir gerade damals eine Chronik in die Hände, in der das Martyrium nicht nur erzählt, sondern auch durch einen rohen Holzschnitt illustriert war.

So brach die Legende wie ein Unhold in meine Jugend ein. Bei Tag und bei Nacht hielt mir meine Phantasie düstere blutige Bilder vor, wie die Glaubensboten wachten und beteten, und wie die Knechte eindringen und die Betenden nieder machen. Ich blieb selbst bei Tage nicht allein im Zimmer, das Grauen, das meine Seele füllte, bannte meinen Blick, sowie ich mich allein sah, auf die Tür, als müsse sie sich eindringenden Mördern öffnen. Ich weiß nicht, wann der Alpdruck der Legende von meiner Seele wich. Er lag lange auf mir. Und der

Unhold, der mich aus der Dämmerung der Kirchen in den Tag begleitet hatte, fand im Tageslichte Genossen, die mich nicht minder grausam quälten als er.

Am Maintal in der Nähe eines großen Krans hatten bei Jahrmärkten die Karusselle, die Kasperltheater und die Schaubuden ihren Stand. Ich mußte auch diese Herrlichkeiten sehen und mich ein paarmal durch das Menschengewimmel mahlen lassen, das sich vor der langen, bunten Wand der Buden und Zelte hin und her schob. Die Bilder in den Kirchen und die Legende des heiligen Kilian hatten meine Augen furchtsam und meine Seele krank gemacht. Und nun diese Bilderwand. Die Morbdämonen der Legendenbilder und ihre Opfer, die feurige, blutige Qual, den bleichen Tod — alles, was mich in den Kirchen entsetzt hatte, fand ich hier wieder, nur nicht golden umrahmt, nicht von Blumen gesäumt, nur aus dem hohen Format der Altarbilder ins Breite, ins endlose Breite gezerzt. Blut und Blut überall, grellrot und dunkelrot, bläulich bleiche Leichen, braunrote brutale Hengergestalten, Femschüssen, Kezer-, Hexenrichter. Bang fragend und roh beschieden lernte ich damals die Feme und die Folter kennen. Und nun war alles, was auf diesen entsetzlichen Bildern quälte, würgte, litt und starb, hinter mir her, nackte, blutende Dämonen und wohlgekleidete in der Gugel, in der Rutte und in der Halskrause fanden sich zusammen mich zu quälen. Denn die lächerliche Kunstlosigkeit dieser Bilder bewahrte mich noch nicht gegen den Eindruck der Stoffe. So brach nun auch die Geschichte wie ein wildes Heer in meine Phantasie und in mein Leben ein, und kein Eckart war mir nah, mich zu schützen.

Es war ein eignes Mißgeschick, daß auch die Geschichte der Gegenwart in blutigem Gewande vor mein Auge trat. Als meine Seele so schwer mit Schrecknissen der Vergangenheit zu kämpfen hatte, glomm und entbrannte der Krieg zwischen Rußland und der Türkei. Telegramme und Kriegsberichte, die ich mit meiner jungen Lesekunst entzifferte, und der rohe Kommentar zu den Ereignissen, den ich aus illustrierten Zeitungen niedern Rangs und aus Äußerungen bigotter Menschen — nicht meiner Eltern — über den Kampf zwischen Kreuz und Halbmond aufschnappte, führten nun auch die Gegenwart brandrot und blutrot vor meine Seele, die sich am Rhein an heiterem Grün und Blau gelabt hatte wie ein sorgloses Wild auf süßrer Weide.

Besonders zwei Vorstellungen, von denen ich die eine Telegrammen und Bilderbogen, die andre den Gesprächen Erwachsener entnahm, raubten mir damals in Verbindung mit dem Grauen, das aus der alten Zeit in meine Seele geschlichen war, die Ruhe: wie Baschi-Bosuks die christlichen Bewohner bulgarischer und serbischer Dörfer martexten und töteten, und wie die Türken nach einer alten Weissagung ihre Kasse im Rhein, im Rhein meiner Kindheit, tränkten. Ich hatte so gar keine Kraft und Neigung zum Märtyrertum in mir, das war mir immer, besonders als ich auf einem Bilde den heiligen Vitus als Kind in einem Kessel siedenden Öls stehen sah, entsetzlich erschienen, und nun rückte das Schreckliche, das die Frankenapostel Kilian, Kolonat und Totnan erlitten hatten, nach meiner kindlichen Vorstellung unserm Volke, meinen Eltern und Geschwistern, mir selbst so nah. Mit der Prophezeiung, die Türken würden noch einmal ihre Kasse im Rhein tränken, brach das Grauen auch in die stille Insel meiner Jugendjahre ein, die der Rhein umfloß. Ich hatte damals natürlich keine klaren geographischen Vorstellungen. Damit, daß auch der Rhein den Türken erreichbar sein sollte, schien mir jede Rettung vor den Baschi-Bosuks ausgeschlossen und das Märtyrertum unvermeidlich. Der Knabe Vitus in Qualen, die Frankenapostel blutig und tot, die bulgarischen Frauen und Kinder von Baschi-Bosuks verfolgt, die Baschi-Bosuks am Rhein — so kam das neue Grauen mir nah und näher und schloß mich ein, und ich begriff nicht,

wie man in der fröhlichen Stadt am Main lachen und sorglos Kuchen essen und Wein trinken konnte. Das taten auch die, aus deren Mund ich die Prophezeiung von den Türken am Rhein gehört hatte. Ich sah sie lachen und essen und trinken, ich selber aber schlich, Rassaandraangst in der Seele, über eine dunkle Strecke meiner sonnenarmen Kindheit. Von einem Schatten in einen andern Schatten.

Aber die Sonnenstreifen fielen doch auch über meinen Weg. In jener Zeit der Türkenangst las ich bei einem Kameraden in einer Knabenzeitschrift, einer dürftigen Vorkäufersin des Guten Kameraden, der heutzutage sicher von vielen jungen Seelen solche Schrecken, wie sie mir beschrieben waren, fernhält, ein Gedicht, das, wenn ich nicht irre, den Titel Tautotee, der Tschippewäer, trug. Mir ist es, als sei es von Freiligrath. Es stand unter dem Bilde eines ernststen indianischen Kriegers. Das Bild dieses Wilden hatte für mich nichts Schreckendes, und das Gedicht tat mir in meiner damaligen Gemütsverfassung unsäglich wohl. Denn sein tröstlicher Rehrrein, den meine von verschwiegener Angst wund gedrückte Seele wie Balsam empfand, lautete:

Kommt nur, Kinder, kommt nur näher,  
Tautotee, der Tschippewäer, tut den kleinen Kindern nichts.

Der Indianer starnte auch von Waffen wie die Baschi=Bosuks, aber er tat den Kindern nichts. Diese Erfahrung wirkte mildernd, heilend auf meine Türkenfurcht und gewann mein ganzes Herz den ernststen Wilden Nordamerikas. Der Häuptling der Tschippewäer tat mir den Liebesdienst, den mir weder Eltern noch Geschwister noch Lehrer erwiesen, weil sie keine Ahnung von den Leiden hatten, die ich verschlossen in mir trug. Er scheuchte ritterlich die blutigen Dämonen der alten und der neuen Zeit, die sich in Gestalt von Märtyrern und Henkern, Hexen und Hexenrichtern, Bulgaren und Baschi=Bosuks an meine Fersen geheset hatte, und führte mich aus der Heimat, die mich mit ihrer Vergangenheit und ihrer Gegenwart unfreundlich geschreckt hatte, auf Pfaden so grün überwachsen, so verborgen und doch sonnig wie die an den Wällen der alten lieben Heimat am Rhein westwärts, weit übers Meer, auf weite, weite Wiesen, die keine Spitalmauer und keine Wallböschung begrenzte, wo aber die Blumen gerade so dufteten und die Bienen und die Käfer gerade so summten und die Sonne gerade so hell vom blauen Himmel schien wie auf jenem engbegrenzten grünen Fleck hinter dem Militärspital, den ich Sinnenaus genannt hatte.

Mit den Farben und Tönen dieses Lieblingsplätzchens malte sich meine genesende Phantasie die Prarie. Da schwebten die Falter, die mir von der Wiese meiner Kindheit bekannt waren, Weißlinge, Bläulinge, Blutztröpfchen von Blume zu Blume und breiteten gefällig die Flügel aus, sodaß sich auch der schwerfällige, ungewandte Knabe, der ich war, ihrer Schönheit freuen konnte. Da summten grüingoldige Fliegen, braun und schwarzsamte Hummeln und Käfer in blauem Stahlpanzer und beugten die hohen Gräser mit ihrer Last. Im Morgentau glitzerte diese grüne Welt, dann stieg süßer Duft von der warmen Erde und von dem warmen Grün auf, und abends, wenn das letzte Bienenlied versummt war und noch die Grillen sangen, nezte der Abendtau meine Mokassins. Schuhe gab es in dieser Welt nicht, keine Schuhe, keine Schule, keine Prüfung, keine Kirche, keine Gruft, keine Märtyrer und keine Mörder.

Diese Wiesen im wilden Westen waren für meine kindliche Phantasie rein von Blut, so rein und frisch wie Sinnenaus am Sonntagmorgen. Das Volk, das dort in Wigwams wohnte, hatte nur ein Heute, kein Gestern, keine Hexen, keine Keger, keine Feme und keine Folter. So seltsam idealisierte das Heimweh nach der Wiese meiner Kindheit den wilden Westen und seine Bewohner. Ich

kannte die Kriegssitten der Indianer und wußte, daß auf den Prärien nicht immer Dorffrieden herrschte. Ich lernte das Land, in das mich Tautotee geführt hatte, aus einer Menge bunter Erzählungen kennen, die voll wilder Kämpfe waren. Den Heimweg von der Schule nahm ich damals durch eine Promenade, an einer Buchhandlung vorbei. Es war ein Umweg, das letzte Schaufenster der Buchhandlung zog mich an, ich sah da durch die Titelbilder kleiner Büchlein wie durch hundert Fenster in das Land meiner Sehnsucht, in das Wiesenland der Indianer. Da wurde auch verwundet, getötet und gequält, das Scalpiermesser und der Marterpfahl und die Blumen der Prärie wurden vom Blut rot, aber dieses Töten im Kampf und das Mütz- und Kraftmessen am Marterpfahl hatte für mich fast nichts Schreckendes. Das Blut, das da vergossen wurde, stand nicht auf Kerkerstufen, rötete nicht Kirchenwände und wurde nicht vom Kerzenscheine bewegt. Die Blumen und das Gras wurden davon naß, und dann wurde es von der Erde getrunken. Der Waldboden oder Wiesengrund, die es tranken, die ganze Welt, die sich mir auftrat, war grün, so grün wie die Wege meiner ersten Kindheit.

Die kleinen Oktavheftchen kosteten fünfundzwanzig Pfennige. Sie brachten mich in schwere Gefahr, denn ihr Zauber war so mächtig, daß ich einmal einige mir erreichbare Nickelstücke wegnahm, um mir eines der geliebten Büchlein kaufen zu können. Daß diese Büchlein mit ihren bunten Bildern und ihrer Romantik, die für mich ganz frei von Grauen war, in mir das Heimweh nach dem Paradiese meiner Kindheit und den Farben- und Formensinn zugleich weckten und befriedigten, wird den kleinen Diebstahl, den ich tausendfach sühnen durfte, erklären und entschuldigen. Noch heute wird der Zauber wach, wenn ich da und dort Indianergeschichten ausgestellt und von Jungen belagert sehe. Da lese ich auch die Titel wieder. Sie haben sich zum Teil unverändert erhalten. Die rote Zeder, Daniel Boone, Der erste Ansiedler in Kentucky, Die Gefangne der Comanchen — dieselben Titel standen auf den Büchlein jener fernen Zeit. Neue Erzählungen sind dazugekommen: Tabatingoo, der Seminolenhäuptling, Im Dorf des roten Pfeifentons, Taubenfeder, die Tochter des Stouzhäuptlings, Takondah, der Geächtete, und ich beneide die Jungen, die sich daran freuen und sich aus dem Kreise dieser Männer des fernen Westens ihre ersten Helden wählen können.

Bei dem Anblick dieser Büchlein spüre ich wieder den Petroleum- und Lampendunst, der aus der Werkstatt eines Lampengeschäfts neben dem Lieblings-schaufenster meiner Knabenzeit kam. Er störte meine Wiesensehnsucht, aber er verband sich eng mit den Eindrücken, die ich von jenem Büchlein empfang. Petroleumgeruch weckt die Erinnerung an jenes Schaufenster, und die kleinen, bunten Indianergeschichten haben, wo ich ihnen begegne, heute noch etwas von dem Lampendunst an sich, der jenes Schaufenster umwehte, durch das ich in das ferne Wiesenland sah.

An jenem Fenster fanden oft Kämpfe statt. Ich wurde da oft von unbekanntem Schülern geseht, verhöhnt und mißhandelt. So gut ich konnte, wehrte ich mich. Was mir diese Feindseligkeiten zuzog, wurde mir erst später klar. Ich war leider der primulus omnium in meiner Klasse und in Folge dieser Würde eine Art Gehilfe des Lehrers. Dieser im übrigen vortreffliche Mann beging, wohl nach den pädagogischen Sitten einer ältern Zeit, er war schon bei Jahren, den Fehler, mich mit der Aufsicht über meine Kameraden vor dem Unterrichts zu beauftragen. Ich mußte alle aufschreiben, die lärmten oder rauchten, und tat dies ohne bewußte Parteilichkeit, aber auch ohne kameradschaftliche Rücksicht. Diese Härte und den Fehler des Lehrers hüßte ich, wenn ich an dem Fenster der Buchhandlung durch Stöße, Nadelstiche und andre Neckereien aus meinen Träumen gerissen wurde und umschauend mich höhnißch und feindselig blickenden ältern Schülern, Brüdern meiner

Kameraden, gegenüber sah. Ich war über meine Jahre groß und kräftig und schlug und biß mich durch, aber ich vereinsamte immer mehr. Denn auch meine rheinische Mundart weckte die Spottlust meiner Kameraden, während ich ihre ostfränkische Art, die Endsilben der Zeitwörter zu verschlucken, lächerlich fand. Ein paarmal wurde ich in ein Patrizierhaus eingeladen, dessen einziges Kind mit mir in die Schule ging. Da scheint meine Kinderstube nicht die Probe bestanden zu haben, denn die Einladungen unterblieben bald wieder.



## Eines Toren Waldfahrt

Von Ingeborg Andresen

(Schluß)



omme Tetens öffnete zögernd die Wohnstubentür, der Bauer hatte ihn rufen lassen. Als er hinein kam, sah er Frauke am Fenster stehn; soeben war sie aus dem Dorfe zurückgekommen, wo die letzte Besprechung der Teilnehmer für die Fahrt, die morgen unternommen werden sollte, stattgefunden hatte. Auf dem Gesicht des jungen Mädchens lag das verhaltene Leuchten eines heimlichen Jubels. Der Knecht an der Tür sah es wohl und deutete es: morgen, morgen, Frauke Hartwich!

Momme, sagte der Bauer aus seiner Sofaecke heraus, du kriegst morgen doch noch einen freien Tag. Jan Jöns will unsern Wagen fahren — mir ist es nicht ganz recht, weil er unsre Füchse nicht kennt — aber Frauke sagt, der Platz sei knapp, und sein Bruder und seine Schwestern haben es auf ihrem eignen Wagen schon eng genug. Also lauf rüber nach Moorhof und sag, er möchte morgen zur rechten Zeit hier auf der Werft sein!

Der Junge an der Tür antwortete nicht; seine große Faust krampfte sich um den Drücker, sein Gesicht sah aschfarben aus, und seine Augen starrten wie erloschen den Sprecher an.

Na, hast nicht verstanden, Jung? 'n bißchen fix, du mußt nachher noch die Füchse striegeln! Also . . .

Da würgte er ein „Zawohl“ heraus und machte die Tür hinter sich zu. Draußen auf der dämmrigen Diele griff er mit beiden Händen nach seinem Kopf; er taumelte hin und her und ging halb besinnungslos nach seiner Kammer.

Auf der Lade sah er seine Mütze liegen; mechanisch stülpte er sie auf — dabei fiel ihm der Haufen Bücher in die Augen, in denen er noch heute in der Mittagstunde geblättert hatte. Da packten ihn Jorn und But über die Enttäuschung, die er hinunterschlucken sollte, er faßte den ganzen Stapel mit einer Hand und schleuderte ihn mit einem Fluch in die Ecke, nie wieder würde er eine Silbe davon lesen. Nie wieder!

Draußen in der frischen Luft konnte er wieder klarer denken, aber mit unverbinderter Gewalt drückte ihn das Gefühl seines Jammers zu Boden: ein Glück, ein schimmerndes Glück, das er schon fast in Händen gehalten hatte, war ihm im letzten Augenblick entflohen; ein strahlender Traum, der schon seine Augen dem Licht öffnen wollte, war wieder weit, weit ins Dunkel zurückgeglitten. Genommen hatte man es ihm, genommen, geraubt! Frauke hatte es getan. Und sie wußte